



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen aus Alt-Jena.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen aus Alt-Jena.



Ich möchte meine Leser in das alte Jena führen, das angesichts der umgestaltenden Entwicklung des letzten Menschenalters bereits der Geschichte angehört und doch in seiner Behaglichkeit und seiner geräuschlosen Arbeitsamkeit den Anspruch erheben darf, nicht ganz vergessen zu werden. Ich möchte es wieder erwecken in dem Stadium seines Daseins, in welchem es aufgeschreckt wird aus der Idylle seiner Einsamkeit, und die Hochflut einer heftigen nationalen Bewegung die stillen Ufer der Saale erreichte. Die Mehrzahl der Männer, die damals hier auf der Höhe ihres Wirkens standen, ist inzwischen dahingegangen, ein neues Geschlecht seitdem in die Lücke eingetreten und arbeitet, selbst wieder in fortgesetzter Erneuerung begriffen, eifrig im Dienste der Wissenschaft und der Nation. So möge es denn gestattet sein, der entschwundenen Tage und der verbliebenen Gestalten noch einmal zu gedenken. Ich fürchte nicht, auf diesem Wege die Leser mit Mitteilungen von bloß örtlichem Interesse zu belästigen. Das kleine Jena nimmt mit seiner Hochschule seit drei Jahrhunderten in den Abwandlungen unsrer Kultur eine, wenn auch wechselnde, doch so sichtbare und charakteristische Stellung ein, daß alles eher als eine solche Unterschätzung am Platze sein möchte. Eine aus der Fülle des vorhandenen altentwässerten Materials geschriebene Geschichte der Stiftung Johann Friedrichs des Großmütigen würde dies auch dem Blinden erkennbar machen. Sie trägt, was man keineswegs von jeder deutschen Universität sagen kann, trotz oder dank der Kleinstaaterei, an welche ihr nächstes Geschick geknüpft war, ein entschieden nationales Gepräge. Den Höhepunkt erreichte sie bekanntlich in der Blütezeit unsrer nationalen Litteratur. Ein Zeitalter des Niederganges ist freilich nicht ausgeblieben, aber auch diese hängt mit der Umkehr unsrer allgemeinen Entwicklung eng zusammen, und der vaterländische Grundzug ist doch niemals wieder verschwunden. Und so liegt die Hoffnung nahe, das lebende Geschlecht werde auch für eine spätere, wenn auch nicht glänzende Episode aus der Geschichte der Stadt und Hochschule des alten Jena einige Aufmerksamkeit übrig haben.

Es war an einem freundlichen Oktobertage des Jahres 1847, als unser Wagen von der Höhe des Landgrafenberges herab in das offene Mühlthal ein-
Grenzboten III. 1888.

lenkte, und bald darauf das Ziel unsrer Fahrt, das viel genannte Saalathen, im Glanze der Abendsonne uns begrüßend entgegentrat. Wie oft hatten an den Gestaden des Neckars mir liebe Freunde von der behaglichen Mäusenstadt an der Saale erzählt, nun stand sie in anmutender Wirklichkeit vor meinen Augen. Vielsach hatten die Schilderungen der Schlacht von Jena mit ihren verhängnisvollen Folgen mich beschäftigt, heute hatte mich der Weg dicht unter dem Schauplatze derselben vorübergeführt. Ein wohlwollender Zufall hatte es gefügt, daß mein nächster Wagnachbar mit seinen Erinnerungen in jene kritischen Tage zurückreichte und mir jetzt mit der Beredsamkeit des Alters eins und das andre aus der Fülle derselben mittheilte. Es war der Oberpedell Dorst, eine der studirenden Jugend jener Zeit wohlbekannte Persönlichkeit. Sein Gedächtnis hatte, trotz der fortgeschrittenen Jahre, nicht gelitten, und es war ihm eine offenbar verzeihliche Genugthuung, was er selbst erlebt und gewiß schon zu hundert malen vorgetragen hatte, einem andächtigen Zuhörer aufs neue zu wiederholen. Diesen Eindruck hatten auf ihn, wie bekanntermaßen auf so viele andre, die kühnen Anstrengungen gemacht, mit welchen die Franzosen aus der Senkung des Thalweges herauf ihr schweres Geschütz auf die Höhe des Landgrafenberges zu befördern verstanden haben. Die Plünderung der zagenden Stadt, die auf die Schlacht folgte und die ja schon mehrfach von Augenzeugen geschildert worden ist, schwebte noch deutlich vor seinen Augen, und er gab so manchen bezeichnenden Zug zum besten. Alles dies jedoch ohne jedes bittere Gefühl: die mildernde Zeit hatte diese Wunde geheilt, und man konnte auch in diesem Falle die Beobachtung machen, daß naive Naturen nach der Art meines Berichterstatters sich der zermalmenden Macht einer Erscheinung, wie der korsische Eroberer war, wenn sie auch nicht die „Weltseele“ Hegels in ihm erkannten, wenigstens ohne jede Kritik unterwerfen.

Wir fuhren in die Stadt ein. Die Straßen wie der Marktplatz waren auffallend still, obwohl die Ferien bereits ihr Ende erreicht hatten. Es war der Eindruck einer friedlichen Landstadt, den man empfing. Überhaupt lebte und wohnte man damals in Jena noch ungewöhnlich einfach und billig; ein halbwegs verwöhnter Großstädter mochte sich freilich schwer in diese Verhältnisse finden, die sich durch eine fast rührende Schlichtheit und Anspruchslosigkeit auszeichneten. Dafür wehte hier in jedem Sinne eine frische, freie Luft, die manchen andern vermißten Vorzug aufwog. Die alten guten Überlieferungen hatten sich noch erhalten, die anderswo häufig Schiffbruch gelitten hatten. Noch am vorgerückten Abend desselben Tages durfte ich mich zu meiner hohen Genugthuung davon überzeugen. Es war der Vorabend des 18. Oktobers, dessen Feier fast in allen übrigen Staaten des seligen deutschen Bundes unterdrückt worden oder doch stillschweigend außer Übung gekommen war. Hier in Jena, wie sich nun gleich zeigte, war eine solche jämmerliche Engherzigkeit nicht durchgedrungen. Kaum daß die Nacht ihre ersten Schatten ausbreitete, wurde es

auf dem Marktplatze plötzlich lebendig; die Jugend der Schulen versammelte sich und zog unter der Führung ihrer Lehrer und unter der Begleitung eines zahlreichen Gefolges Erwachsener auf eine der Höhen, die die Stadt umgeben. Hier oben wurden stattliche Feuer angezündet, und hunderte von Kehlen vereinigten sich zu patriotischen Gesängen, die laut und herzerhebend die stille Nacht durchtönten. Nach Beendigung der Feier zog die Jugend in geordneten Reihen in die Stadt zurück, während die Erwachsenen sich in der nahen „Nasemühle“ niederließen und bei einem frischen Trunke und zwangloser Plauderei sich in ihrer guten Gesinnung bestärkten.

Ein günstigeres Vorzeichen meines Eintrittes in Jena hätte ich meiner Denkungsweise gemäß gar nicht wünschen können. Nun aber galt es, mich auf dem neuen Boden zurechtzufinden. Die nächste Umgebung von Jena ist oft genug geschildert worden, sie verdient in ihrer Eigentümlichkeit das ihr gespendete Lob reichlich und vermag wohl einen Eindruck zu machen, der sich nicht so leicht verwischt und auch vor einem strengen Richter besteht. Ich ging zunächst vor allem den Spuren nach, die von den großen Tagen unsrer klassischen Epoche sich in Jena etwa erhalten hatten. Die Überlieferung erwies sich noch kräftig genug; von lebenden mitwirkenden Zeugen derselben war jedoch so gut wie nichts übrig geblieben. Frau Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin und als Schriftstellerin nicht unbewährt, die die letzten Jahre ihres Lebens hier zugebracht hatte, war im Anfange des Jahres (1847) gestorben, und man konnte mir höchstens das Haus bezeichnen, in welchem sie ihr Dasein beschloffen hatte. Die Witwe des Majors von Knebel, des bekannten Freundes Goethes, lebte noch — sie war, glaube ich, in ihren jungen Tagen weimarische Kammerfängerin gewesen — und zeichnete sich durch eine gewisse harmlose Originalität in ihrem Auftreten und ihrer Kleidung aus, wobei eine Art von Turban in erster Reihe stand. Sie bewohnte jedoch nicht mehr das oft genannte Knebelsche Gartenhaus, wo Goethe, wenn er zum Besuche nach Jena herüberkam, so manche Stunden zugebracht hatte; dieses war vielmehr auf ihren Sohn übergegangen. Ohne darnach gefragt zu haben, wurde ich gelegentlich auf die einstmalige Wohnstätte eines seit langem gänzlich verschollenen deutschen Dichters aufmerksam gemacht, nämlich des Freiherrn S. M. von Sonnenberg, der sich mit kühnem Anlaufe namentlich im Gebiete der Epik versucht hatte und in verzweifelter Aufregung in der Nacht des 22. November 1805 durch einen Sturz aus dem Fenster seinen Tod gesucht und gefunden hat.

Doch kehren wir zu den Lebenden zurück. Bald hatte sich das Kontingent der studirenden Jugend vervollständigt und hatten die Vorlesungen begonnen. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten Jenas, daß ein wirkliches Universitätsgebäude nicht vorhanden war. Was man so nannte, war das ehemalige Paulinerkloster, welches u. a. die Aula, die Bibliothek, die nötigen Räumlichkeiten für die Verwaltung, die Sitzungen des Senats und der Fakultäten in

sich beschloß; Vorlesungen waren aber, so viel ich erfahren konnte, seit langer Zeit nicht mehr darin gehalten worden. In der großen Mehrzahl der Fälle mußten die Professoren und Dozenten für ihre Hörsäle auf andern Wegen sorgen. Diejenigen von ihnen, die so glücklich waren, ein eignes Haus zu besitzen, hatten sich hier ein Auditorium eingerichtet, die übrigen mieteten sich in verschiedenen Häusern der Stadt, die sich darauf eingerichtet hatten, die nötigen Räume; die Überwachung der Insription auf die Vorlesungen, die Beleuchtung und Heizung besorgten die „Samuli,“ aber eine andre Art, als sie damals wenigstens noch in Leipzig florirte; es waren das Männer von gewöhnlicher Bildung, in der Regel wohl ihrer zwei bis drei, die sich von diesem Geschäfte, je nachdem, besser oder schlechter nährten. Die Kosten dieser Einrichtung deckten zunächst die Dozenten, weiterhin die Zuhörer; die Universitätsverwaltung kümmerte sich, wenn nicht etwa mit der Vorlesung ein „Institut“ verbunden war, nicht darum. Daß dieser Zustand in mehr als einer Beziehung sein Unbequemes an sich hatte, wurde nicht verkannt; man hat daher, um hinter andern Hochschulen nicht zu weit zurückzubleiben, aber erst mehr als ein Jahrzehnt später, die sogenannte „Bucherei,“ ein geräumiges, am „Graben“ gelegenes Privatgebäude, erworben und darin eine erkleckliche Anzahl Hörsäle eingerichtet.

Der sinkende Besuch der Universität in dieser Zeit gab zu häufigen Klagen Stoff; die Dürftigkeit mancher Anstalten und Hilfsmittel mochte daran schon einige Schuld tragen; auch der außerhalb der Korporation stehende bekam davon oft wunderliche Dinge zu hören. Die Zahl der Studirenden erreichte damals, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, kaum mehr die Höhe von 400, und dabei wurden die Mitglieder der landwirtschaftlichen Schule, die viele nicht als rechte Studenten gelten lassen wollten, mit eingerechnet. Diese Schule erfreute sich zur Zeit unter der Leitung von F. G. Schulze eines hohen Ansehens und starken Zulaufs; ohne Zweifel verstand er es vortrefflich, den jungen Landwirten von der praktischen und ethischen Seite zugleich beizukommen und ihren Beruf zu idealisiren. Der alte Göttinger pflegte im Hinblick auf die geringe Gesamtfrequenz und den zahlreichen Besuch dieser Anstalt sie in seiner kräftigen Weise das „Feigenblatt“ der Universität zu nennen. Die Studentenschaft Jenas machte in diesen Jahren den Eindruck wunderbarer Zähmheit, wobei man den Vergleich mit frühern Zeiten nicht einmal anzustellen brauchte. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß sie über diesen Fortschritt der Gesittung die Frische und den Schwung, die man an der Jugend niemals missen möchte, verloren hatte; nur von eigentlichen Ausschreitungen und Rohheiten, wie sie im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung und an der einen oder andern der deutschen Hochschulen auch jetzt nicht ganz ausgestorben waren, bekam man hier so gut wie gar nichts mehr zu hören. Das äußerste, was man erleben konnte, war, daß ein Teil der „goldnen Jugend“ sich nachmittags im Schlafrocke und ihren langen Pfeifen am Markte versammelte und, an verschiedenen Tischen aufgestellt,

ihren Mokka von zweifelhafter Güte plaudernd oder auch etwas lärmend schlürfte. Der Verneiner und der wissenschaftliche Sinn unter der großen Studentenschaft wurden mit Grund gerühmt; Klagen über die Verödung der Hörsäle, wie sie heutzutage von überall her laut ertönen, wären damals in Jena, selbst in der Zeit hochgehender politischer Aufregung, kaum gerecht gewesen. Die Jenaer Studentenschaft hatte vor manchen andern allerdings einen unschätzbaren Vorzug voraus, sie rekrutirte sich nicht bloß aus den Staaten der vier erlauchten „Nutritoren,“ sondern aus dem ganzen protestantischen, insbesondre nördlichen Deutschland; dadurch entstand eine äußerst glückliche und anregende Mischung, die keine prinzipielle Einseitigkeit oder gar den Schatten von Versumpfung aufkommen ließ. Man erinnert sich allerdings noch an die Zeit, wo auch die Jugend Süddeutschlands in Jena entsprechend vertreten war; aber diese Zeit nahm ein für allemal ein Ende, seit die Reichsstädte fielen und die fränkischen Marktgrafschaften nebst der Reichsritterschaft größern Staatenbildungen einverleibt wurden. Im Augenblicke war es offenbar die theologische Fakultät, die zwar in keiner Weise die übrigen Fakultäten irgendwie beherrschte — wie es an andern Universitäten zeitweise der Fall war —, die aber der Frequenz der Hochschule den angedeuteten Charakter gab, zum Teil in Folge der freieren Richtung, die sie vertrat und trotz erfahrener Anfechtungen bis zur Stunde bewahrt hat. Man hat zugleich versichert, daß die Studenten der Theologie sich an den allgemeinen Studien mit besonderm Eifer beteiligten und mit dem löblichen Beispiele des Fleißes und idealen Strebens voranzugehen pflegten. Die gesamte Studentenschaft ging bekanntlich in zwei Gruppen auseinander, die Burschenschaft auf der einen, die Korps auf der andern Seite. Die letztern, auch der Zahl nach die schwächern, traten wenig hervor und trieben es in ihrer Art, wie sie es überall zu treiben gewohnt sind; doch habe ich gelegentlich einzelne höchst gebiegene Vertreter derselben kennen gelernt. Meine Aufmerksamkeit war aber mehr auf die Burschenschaft gerichtet, die sich zweifach gliederte, die Arminen oder der Burgkeller und die Germanen. Beide unterschieden sich zunächst durch äußere Abzeichen, stimmten aber in ihren Grundsätzen wohl im wesentlichen überein. Gerade sie waren die Träger des wissenschaftlichen Eifers; der Beschäftigung mit Politik, worin das Charakteristische der alten Burschenschaft lag, hatten sie nach wie vor nicht entsagt, sie hielten sich aber zugleich von allen Überspanntheiten frei.

Unter den Professoren und Dozenten der Universität bestand ein erfreuliches Zusammenwirken, das durch keine auffallende Sonderung getrübt wurde, obwohl leichtere Schattirungen und Gegensätze, wie überall an deutschen Hochschulen, auch hier nicht fehlten. Erst die Parteibildungen, die im Gefolge der Bewegung des Jahres 1848 eintraten, unterbrachen das kollegiale Zusammenleben in empfindlichem Maße. Die Zahl der eigentlichen „Berühmtheiten“ war allerdings zur Zeit nicht gerade groß. Fries und Luden waren tot, lebten

aber, namentlich der erstere, in der Überlieferung noch vernehmlich fort. Dafür hatte die Hochschule eine stattliche Anzahl gediegener, tüchtiger Gelehrten und Lehrer aufzuweisen. Mit des verbreitetsten Rufes erfreute sich unzweifelhaft der Kirchenhistoriker Karl Hase. Die Bekanntschaft mit diesem Manne gehört zu den angenehmsten Erinnerungen, die ich aus Jena mitgenommen habe. Seine Verdienste als Gelehrter und Lehrer sind längst anerkannt und gewürdigt. Seine Persönlichkeit war von hinreißender Liebenswürdigkeit: er war die verkörperte Humanität und von jeder Engherzigkeit frei. Duldsam nach allen Seiten, wußte er gleichwohl seinen Standpunkt stets zu wahren. Angehenden Kollegen kam er jederzeit aufs zuvorkommendste entgegen und förderte sie mit Rat und That. Die wohlthuende Gastlichkeit seines Hauses — er lebte in höchst bequemen Verhältnissen, wie sie jedem deutschen Professor zu wünschen wären — wird jedem, der sie genoß, in dankbarem Gedächtnis geblieben sein. Er war auch zugleich ein eifriger Politiker. Die Überlieferungen der alten Burschenschaft und der Zeit ihrer Gründung fanden an ihm bekanntlich einen echten Vertreter; er hatte für sie gelitten und zählte zu ihren Märtyrern. In seinem Buche „Ideale und Irrtümer“ hat er diesen Abschnitt seines Lebens selbst in höchst lehrreicher Weise beschrieben. Die Begeisterung für das gute Recht unsrer Väter hatte er sich fest bewahrt, und im Frühjahr 1848 brach sie mit erneuter Kraft hervor. Auch in der Presse trat er für den Traum seiner Jugend, für „Kaiser und Reich,“ nachdrücklich in die Schranken, nur daß sein Standpunkt zeitweise vielleicht dehnbarer als billig war, wie es bei einem so vollendeten Idealisten nicht verwundern konnte. Doch unterwarf er sich bald vorbehaltlos dem Dahlmannschen Programm mit dem preußischen Erbkaisertum. Die gewaltige Persönlichkeit Dahlmanns, der die Jahre zwischen seiner Vertreibung aus Göttingen und seiner Anstellung in Bonn fast ganz in Jena zugebracht und hier einen mächtigen Eindruck zurückgelassen hatte, wirkte auch aus der Entfernung noch nach. Hase selbst hat die meisten seiner Altersgenossen überlebt. So alt wie das Jahrhundert, wandelt er noch unter den Lebendigen und erfreut sich des Ertrages und der Ehren eines wohl angewandten arbeit-samen Lebens.

In nahen Beziehungen zu Hase stand der Geheime Kirchenrat F. A. Eduard Schwarz, den entfernter stehende oft mit dem bekannten freisinnigen Gothaer Oberhofprediger Karl Schwarz verwechselt haben. Eduard Schwarz war Superintendent und Oberpfarrer in Jena und Professor der praktischen Theologie. Seine Freundschaft mit Hase beruhte auf der vollendeten Gegensätzlichkeit ihrer Naturen. Unbedingt subjektiv gestimmt, nicht durchaus frei von Leidenschaftlichkeit, vermochte es Schwarz nicht, eines leisen hierarchischen Anfluges völlig Herr zu werden. Seine Hauptkraft lag in der unmittelbaren Wirksamkeit, vor allem auf der Kanzel, wo er gern, was ihn gerade bewegte, brennende Tagesfragen u. dergl. in packenden Worten zur Sprache brachte. Als Gelegenheitsredner

war er ausgezeichnet; hier ließ er auch die liebenswürdigere Seite seines an sich etwas herben Naturells oft in genialer Weise zu Worte kommen.

Senior der theologischen Fakultät war der Orientalist N. G. Hoffmann, der die alttestamentliche Exegese vertrat. Unter den Fachgelehrten erfreute er sich meines Wissens eines ziemlichen Ansehens und war u. a. namentlich mit Hammer-Purgstall näher verbunden. Von der Teilnahme an der Redaktion der Ersch-Gruberschen Encyclopädie Jahre lang in Anspruch genommen, nahm er doch zugleich mit Vorliebe an der Verwaltung der Universität Anteil und übte hierbei sichtlich Einfluß, der erst durch die Ernennung eines Kurators (1851) eine merkliche Minderung erlitten haben soll.

Unter den juristischen Professoren kam ich dem bekannten Publizisten und Germanisten N. Michelsen näher, der bereits im Jahre 1842 von Kiel her übergesiedelt war. Mit einer Gräfin Broedorf verheiratet, war er in der Lage, ein offenes Haus zu halten und die ihm näher stehenden häufig zu bewirten. Nach allem war er ein Gelehrter von Bedeutung und hätte es sich ersparen können, von seinen Verdiensten selbst so gern und so häufig zu sprechen. Die jüngern seiner Freunde nahmen indes diese am Ende unschuldige Schwäche meist geduldig hin; zu seinen Kollegen in der Fakultät trat er niemals in ein näheres Verhältnis. Die im Gefolge der deutschen Revolution bald ausbrechende schleswig-holsteinische Bewegung entzog ihn der Wirksamkeit in Jena schnell genug und für längere Zeit ganz. Mehr als ein Jahrzehnt später begegnete ich ihm flüchtig wieder in Nürnberg, wohin er (1861) als Direktor des Germanischen Museums gegangen war; aber auch von dieser Stellung nicht befriedigt und von den Interessen seines Heimatlandes aufs neue in Anspruch genommen, legte er 1864 auch dieses Amt nieder und zog sich zuletzt nach Schleswig zurück, wo er, obwohl fast gänzlich erblindet, fortgesetzt wissenschaftlich thätig, im Jahre 1881 gestorben ist.

Unter den ältern Mitgliedern der medizinischen Fakultät zog D. G. Kieser meine besondre Aufmerksamkeit auf sich. Bereits den Siebzigen nahe, aber eine zähe Natur, hielt er sich noch immer stramm aufrecht. Seine Verdienste waren mannichfach, und er liebte es so wenig als Michelsen, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Der Neigung des Alters gemäß erzählte er gern und wußte viel zu erzählen, denn er hatte viel erlebt. Manche warfen ihm eine unruhige Neigung zur Projektenmacherei vor, doch hatten wir jüngern keinen Grund, uns dadurch anfechten zu lassen. Seine Frau war eine Tochter des berühmten Berliner Arztes Dr. Keil, der seiner aufopfernden Thätigkeit als Lazaretharzt nach der Schlacht bei Leipzig erlegen war. Frau Kieser zeichnete sich durch eine wohlthuende Freundlichkeit gegen jedermann aus, hielt sich aber gegenüber ihrem redseligen und leicht polternden Manne bescheiden zurück. Kieser hatte sich als Arzt an dem Feldzuge der Jahre 1814 und 1815 beteiligt und sprach gern von seinen bei dieser Gelegenheit gemachten Erfahrungen und Er-

lebnissen. Er war aber zugleich ein Mann des öffentlichen Wirkens. Wer sich um die Geschichte des Wartburgfestes bekümmert hat, wird auf seinen Namen gestoßen sein. In den Jahren 1831 bis 1848 vertrat er die Universität Jena im weimarischen Landtage und wußte sich auch hier geltend zu machen. Damals stand er auf Seiten der Opposition gegen das altkonservative Ministerium Schweizer und war an dem Sturze desselben in den Märztagen 1848, wie man wenigstens behauptete, kein ganz unbeteiligter Zuschauer. Seitdem gehörte er der verständigen liberalen Richtung an und trat den aufkommenden demokratischen Anforderungen grundsätzlich entgegen. Die letzte seiner Bemühungen, an die ich mich erinnere, war die Agitation für die Errichtung eines Denkmals L. Otens in Jena. Bekanntlich hat dieser seiner Zeit eine Reihe von Jahren hier als angesehenen Lehrer gewirkt und nebenher eine äußerst liebenswürdige Frau aus einem der angesehensten Professorenhäuser erobert. Beharrlich wie dieser war, ruhte er nicht, bis er die erforderlichen Mittel zu diesem Zwecke aufgebracht hatte. Er fand sogar den Weg zu dem damaligen Präsidenten der französischen Republik, der in seinen jungen Jahren in Otens Hause in Zürich häufig verkehrt hatte, und in der That machte Louis Napoleon das Vertrauen des Jenaer Geheimen Hofrats nicht zu Schanden.

(Fortsetzung folgt.)



Neue Romane.



em aufmerksamen Beobachter der zeitgenössischen Litteratur wird es nicht entgangen sein, daß der geschichtliche Roman seine Vorherrschaft in den letzten Jahren verloren und sie an den sozialen Roman abgetreten hat. Wer erlebt hat, wieviel undichterische Arbeit sich in jenen geschichtlichen Romanen breit machte und wie selten es den gelehrten Schriftstellern klar geworden war, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen der Kunst der Poesie und der der Geschichtsschreibung besteht, wird diese Wandlung des Zeitgeschmackes grundsätzlich mit Freuden begrüßen. Die Geschichte wird zwar, so lange es eine Dichtkunst geben wird, der unerschöpfliche Quell poetischer Stoffe bleiben, aber es kann nur zum Heile beider, der Dichtung wie der Geschichtsschreibung, dienen, wenn man sich ihres verschiedenen Berufes klar bewußt bleibt. Wenn auch das Bestreben der Romandichter ganz löblich ist, ihren Lesern ein großes Weltbild zu bieten, sie auf die Höhen der ganze Völker beherrschenden Schicksale zu leiten, so muß man doch dem Roman, der unsre eigne Zeit recht groß erfassen und schildern will, den Vorzug vor